



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Phantasiearmut und Illustrationswut.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Phantasiearmut und Illustrationswut.



Unser ganzes Geschlecht, vornehmlich aber unsere heranwachsende Jugend, ist arm an Phantasie. Das ist eine Klage, die oft und nicht am wenigsten aus dem Munde derer gehört wird, die unser Volk und unsere Jugend kennen; man wird ihr auch die Berechtigung nicht abprechen können. Phantasiemangel ist eine Art seelischer Blutarmut, nicht gerade eine Krankheit, wohl aber ein ungesunder Zustand; und die krankhafte Blässe, die glanzlosen Augen im Antlitz unserer Zeit hat wohl jeder bemerkt, der dieses Antlitz überhaupt zu schauen versteht.

An diesem Phantasiemangel trägt nicht nur die ganze Richtung unserer Zeit schuld, sondern vor allem auch unsere Pädagogik. Es darf dies umso offener ausgesprochen werden, als ganz vor kurzem ein bedeutender Pädagog die Phantasie geradezu das Stiefkind der neueren Pädagogik nannte. Stiefkinder läßt man nicht gerade verhungern, aber man setzt sie zurück. Wie weit muß die Phantasie jetzt zurückstehen hinter den rechten Kindern der Pädagogik, der Erkenntnis und Anschauung! Überall fast gilt es als erster Grundsatz alles Lehrens: „Nur dem Kinde nichts lehren, was es nicht vollständig versteht! Nur nichts in seinen Ideenkreis einführen, was nicht durch Anschauung unterstützt werden kann!“ Es sei fern von uns, den Wert der Anschauung überhaupt und besonders für einige Unterrichtsfächer in Frage zu stellen. Die Naturgeschichte und die Naturlehre können ohne genügende Anschauungsmittel nicht erfolgreich gelehrt werden. Beide Unterrichtszweige lassen der Phantasie keinen Raum. Ob es nun aber nötig ist, dem Quintaner das Tier skelett und dem kaum vierzehnjährigen Tertianer das Knochengerippe des Menschen vorzuführen, ist doch bestreitbar. Mit Recht hat man behauptet, daß frühzeitiger Einblick in die geheimen Werkstätten der Natur dem kindlichen Wesen weit mehr schade, als er dem Verstande nützt. Verschone man doch die Kindheit mit Dingen, die sie im Grunde genommen nicht versteht trotz aller Skelette, Kopfquerschnitte und Eingeweidemodelle! Das Grauen vor dem Knochengespenst ist etwas weit Natürlicheres als die altkluge Ruhe, mit der der Knabe die einzelnen Teile desselben erklärt.

Auch die Geographie bedarf der Anschauungsmittel. Tellurien, Globen und Sandkarten sind unentbehrlich geworden. Auch wie viel diese Anschauungsmittel an Klarheit, Deutlichkeit und Übersichtlichkeit gewonnen haben, ist bekannt.

Aber auch hier giebt es ein Zubiel. Ist es wirklich der Phantasie des Schülers zu viel zugemutet, wenn man ihm sagt, der Gebirgszug A sei im Durchschnitt 2500 Meter hoch, das Gebirge B 1250 Meter, das Gebirge C 625 Meter, und von ihm verlangt, er solle sich nun das Verhältnis der Höhen 4:2:1 vorstellen? Muß man wirklich, seiner Phantasie zu Hilfe kommen durch das in demselben Verhältnisse dunkler werdende Braun, dessen man sich auf den neuern physikalischen Wandkarten ausschließlich bedient? Auf einer physikalischen Wandkarte der Schweiz oder des Himalaya einen Namen zu erkennen, ist in der Regel ganz unmöglich. Sie bieten nichts als ein Gewirr dunkelbrauner Flecken, aus denen nur manchmal, dem müden Auge zum Glück, das verfühnende Weiß der Gletscher hervorleuchtet. Aber auch das war noch nicht genug; die Gebirgszüge mußten plastisch dargelegt werden, und so entstanden die sogenannten Reliefkarten. Glücklicherweise hört man heute nicht viel mehr davon. Es giebt eine Grenze, jenseits deren die übertriebene Deutlichkeit geradezu Unwahrheit wird. Eine deutsche kartographische Anstalt ließ kürzlich Karten drucken, auf denen die blau gemalten Flüsse eine Breite hatten, die dem Maßstabe zufolge auf eine thatsächliche Breite von drei bis sechs deutschen Meilen schließen ließ!

Mit diesen Anschauungsmitteln begnügt sich aber die Geographie nicht mehr, sie bedient sich außerdem sogenannter „typischer Bilder“ von Völkerrassen, Landschaften und Städten, um auch dadurch die Phantasie des Schülers in die rechten Bahnen zu lenken. Gegen diese typischen Bilder läßt sich nicht viel sagen, sie füllen die Seele des Schülers mit einer Reihe von Gestalten und Erscheinungen und beleben somit auch seine Phantasie. Daß aber eine bildliche Darstellung der geographischen Grundbegriffe, wie sie jetzt in den geographischen Lehrbüchern geboten wird, nötig sei, ist doch fraglich. Giebt es wirklich einen Sextaner, dem man erst durch ein Idealbild klar machen müßte, was ein Berg ist? Oder genügt zur Erklärung des Begriffes Landzunge wirklich die gebräuchliche Bestimmung desselben nicht mehr?

Aber selbst die Geschichte möchte man heutzutage zur Anschauungswissenschaft machen. Idealbilder hatten wir hier schon lange. Die nach den Schilderungen mehr oder minder guter Gewährsmänner ausgeführten Idealporträts deutscher Kaiser erweckten unsre jugendliche Ehrfurcht; wir begeisterten uns an der Darstellung der Ungarnschlacht bei Merseburg, in welcher der Schimmel des Königs Heinrich beinahe den ganzen Vordergrund einnahm. Solche Bilder schaden nichts, sie regen die Phantasie an; wenn wir von der zweiten Ungarnschlacht hörten, schufen wir uns selbst ein Bild. Es giebt auch eine Reihe von Bildersammlungen zur deutschen Geschichte, die von künstlerischem Standpunkte aus alle Anerkennung verdienen; aber sie werden nicht gekauft, aus dem einfachen Grunde, weil die sogenannten „authentischen,“ das soll heißen die gleichzeitig entstandenen Abbildungen, modern geworden sind. Solche

„authentische“ Abbildungen, besonders aus dem Mittelalter, geben uns aber in erster Linie nicht ein Bild von der dargestellten Persönlichkeit oder den dargestellten Ereignissen, sondern von der Höhe der Kunstentwicklung ihrer Entstehungszeit; sie haben in erster Linie ein kunst- und kulturhistorisches, erst in zweiter ein wirklich geschichtliches Interesse. Sie sind deshalb wohl am Platze in solchen Büchern, die besonders für den Mann, den Gelehrten bestimmt sind, der aus der unfertigen äußern Hülle den Kern herauszuschälen versteht, nicht aber in solchen Geschichtswerken, welche ausgesprochenmaßen für das Volk und die Jugend geschrieben sind. Da soll sich z. B. der Jüngling ein treffendes Bild von den alten Germanen nach der sentimentalen Darstellung der Germanenfamilie an der Colonna Antonina in Rom machen! Wie anders hat er doch seine Altvordern aus Cäsar und Tacitus kennen gelernt! Genügen wirklich nicht lebendige Schilderungen, um sich aus ihnen ein Bild zu gestalten? Welchen seltsamen Begriff muß er von einem Straßenkampfe in einer italienischen Stadt bekommen, wenn er die Abbildungen aus den Jahrbüchern von Genua vom Jahre 1194 sieht, die ebenso unbedeutend wie ungeschickt, aber natürlich „authentisch“ sind! Und vollends die „authentischen“ Kaiserbilder, die solche Werke den Schülern bieten! Wir wissen, daß das Frazenhafte jener Siegel- oder Miniaturenbilder die künstlerische Unfertigkeit der Zeit verschuldet hat; das können wir auch dem Schüler sagen. Aber was haben sie dann für einen Wert für ihn? Keinen, oder noch weniger als keinen! So oft er in seiner Phantasie das Bild irgendeines heldenhaften Kaisers entwirft, drängt sich die Siegelfrage in seine Gedanken hinein, die ihm die „authentische“ Abbildung gezeigt hat.

Wenn man die Geschichte illustrierte, so mußte nun auch die Literaturgeschichte „illustriert“ werden. Hätte man sich hier darauf beschränkt, gute Porträts der Dichter beizugeben und Abbildungen der Orte, an denen sie wirkten, so wäre dies vielleicht dankenswert gewesen. Aber das gab nicht genügendes „Illustrationsmaterial,“ und man nahm seine Zuflucht zu Schrift-, Druck-, Titel- und Bilderproben aller Art, so daß einer, der ein solches Werk, wenigstens gewisse Teile eines solchen Werkes, ohne Rücksicht auf den Text durchblättert, geradezu auf den Gedanken kommen muß, daß er eine illustrierte Geschichte des Buchdruckes vor sich habe. Was Dürers sogenannter Pirckheimer-Titel oder was der in einen Schmetterling verwandelte Tintenfleck Justinus Kerners in einer deutschen Literaturgeschichte soll, ist schlechterdings nicht einzusehen.

In neuester Zeit hat sich der Abbildungswut ein weiteres Feld geöffnet; man hat begonnen, die antiken Klassiker zu illustrieren. Zunächst erschien ein Cäsar mit Abbildungen. Das war verständlich und verständig angefangen. Wenn auch manches mit unterlief, was man gut und gern der Phantasie des Tertianers hätte überlassen können, so waren doch die Abbildungen des legionarius, der Belagerungswerkzeuge und Belagerungsarbeiten u. s. w. durchaus

dankeenswert und erleichterten die Arbeit des Lehrers und das Verständnis des Schülers. Aber dem Cäsar folgte ein illustrierter Cornelius Nepos. Wie man zu Cornelius Nepos 152 Abbildungen fertig bringen konnte, war rätselhaft. Das Rätsel ward aber sehr einfach gelöst. Da kommt gerade bei Cornelius das Verbum scribere vor; sofort wurden Abbildungen der utensilia scribendi beigefügt. Da mehrfach bei ihm Götternamen genannt werden, entsprechen die beigegebenen 17 Götterbilder offenbar einem tiefgefühlten Bedürfnisse. Auch die Abbildung der Gräberstraße von Pompeji, eines lesenden Jünglings und tanzender Weiber werden dem Quartaner das Verständnis des Schriftstellers bedeutend erleichtern. Das tollste Beispiel dieser Illustrationsart ist wohl folgendes: Cornelius braucht einmal metonymisch für victoria das Wort tro-paeum (Trophäe, Siegeszeichen); sofort kommt der Illustrator mit der Abbildung eines Tropäums dem Schüler zu Hilfe!

Bald werden voraussichtlich auch die andern Klassiker folgen. Wie trefflich ließe sich in der gleichen Weise Horaz illustrieren! Wählen wir nur die ersten Strophen der beiden bekannten Oden: Vides, ut alta stet nive candidum und: Integer vitae! Wie von selbst, ergeben sich zu der ersteren drei Bilder: mons nive candidus, silva laborans, flumina gelu operta, zur andern gar vier: jaculum, arcus, sagitta venenata, pharetra. Es sollte uns gar nicht wundern, wenn eine solche Horazausgabe nächstens auf den Markt käme; wir sind auf dem besten Wege dazu.

Neuerdings ist auch eine Gattung von Romanen in unsern Familienblättern entstanden, die nicht erst abwarten, ob sie so viel Beifall finden werden, daß Kunst und Künstler sich ihrer Gestalten bemächtigen, sondern die gleich illustriert das Licht der Welt erblicken. Daß die Herausgeber von Familienblättern solche Romane gern bringen, läßt sich denken; sie sind dadurch der Mühe des Suchens nach andern Bildern, die nun einmal in unsere „Bilderhefte“ gehören, überhoben. In solchen Romanbildern wird das Menschenmögliche geleistet, die gebräuchlichsten Romanphrasen werden illustriert. Wie der Satz: „Der Mann schaute das Haus von oben bis unten an!“ einen Maler zu einem Bilde begeistern kann, ist gewiß nicht recht ersichtlich. Und doch ist es geschehen. Wir sehen ein Haus und davor einen aufwärtsblickenden Mann, und sind nun in der glücklichen Lage, eine wichtige Szene deutlich vor Augen zu haben, die wir ohne das Bild uns wohl kaum hätten ausgestalten können. Oder der Schriftsteller schreibt die inhaltvollen Worte: „X. nahm den Stutzen und ging in die schweigende Nacht hinaus.“ Welch herrlicher Vorwurf für eine Illustration: eine Hausthür, die Rückenansicht eines Jägers, am Himmel der Mond! Derartige Beispiele könnten in Menge angeführt werden, sie sind weder erdacht, noch gesucht, sondern beliebig herausgegriffen. Man blättere nur einige Hefte jener Familienblätter durch, welche die bildende Kunst auf diese Weise in den Dienst der redenden stellen, und man wird schnell eine Reihe ebenso merkwürdiger

Illustrationen finden. Es ist nicht anzunehmen, daß die Mehrheit der Leser diese Geschmacklosigkeit nicht merken sollte; aber das Publikum läßt sich in dieser und mancher andern Beziehung unendlich viel bieten, wenn es nur dafür durch etwas „Packendes“, ein Gänselel oder einen Romantiker auf dem Königsthron, wieder entschädigt wird.

Aber selbst in das Gebiet der Lyrik ist die Illustrationskunst eingedrungen! Daß Stimmungen und Gefühle nur nachempfunden werden, ist ein veralteter Standpunkt, sie werden jetzt abgebildet. Zunächst boten Chamisso's Lieder, besonders der Cyklus: „Frauenliebe und -Leben,“ dem fruchtbaren Illustrator Thumann ein schätzenswertes Objekt. Man hat die dazu entworfenen Bilder wegen ihrer „Sinnigkeit“ und „Zartheit“ in den Himmel gehoben; und es läßt sich nicht leugnen, daß die meisten derselben so „zart“ sind, daß man sich kaum einen Mann als ihren Schöpfer denken kann. Aber kann man es etwa auch zart und sinnig nennen, wenn der Maler das illustriert, was die junge Gattin dem Gatten ins Ohr flüstert? Durch das Bild wird dem Gedanken alle Zartheit abgestreift; denn der Maler mußte doch, wenn auch noch so bescheiden, das andeuten, was dem Gatten ins Ohr geflüstert wird.

Was bei Chamisso möglich war, mußte natürlich auch bei Goethe und Heine möglich sein. So bekamen denn auch ihre Lieder ihre Bilder und Bildchen; und wir sehen nun das regungslose Meer und den träumenden Fichtenbaum neben der trauernden Palme in natura vor uns. Selbst Heines Traumbilder mußten illustriert werden. Die Jungfrau, die er im Traume sieht, wie sie seinen Sarg zimmert, trat uns mit wuchtiger Art einen respektablen Baum fallend entgegen.

Wir leben schnell! Wie lange wird's währen, so haben wir eine illustrierte Geschichte der Theologie, einen illustrierten „Cato Major“; wie lange wird's währen, so malen uns unsre Künstler das Dunkel, das auf der Seele lastet, und den Morgenschein der Hoffnung. „Alles muß verillustriert sein!“

